

Rezension: Akbaba, Yalız/Heinemann, Alisha M.B. (Hrsg.)
(2023): Erziehungswissenschaften dekolonisieren.
Theoretische Debatten und praxisorientierte Impulse.
Weinheim-Basel: Beltz Juventa.

Carlotta Voß, Markus Rieger-Ladich

Wer die Arbeiten von Gayatri Ch. Spivak aufmerksam verfolgt hat, wird nicht überrascht sein von dem, was sich in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft abzuzeichnen beginnt. Die Mitbegründerin der *Postcolonial Studies* griff in unterschiedlichen Studien immer wieder auf Elemente des pädagogischen Vokabulars zurück. Besonders prominent war die Rede vom *unlearning*. Dies war nicht zuletzt an ihre Studierenden gerichtet, die endlich begreifen müssten, dass New York City nicht das Zentrum der Welt darstelle, dass auch jenseits ihrer Eliteuniversität auf anspruchsvolle Weise gelehrt und gelernt werde und dass ihre hochgradig privilegierte Position nicht eben selten mit einer spezifischen Form der Ignoranz einhergehe.

Mit Blick auf eine Reihe von Neuerscheinungen innerhalb der Erziehungswissenschaft zeigt sich, dass dieser Impuls nun aufgegriffen wird, dass die Kritik des Kolonialismus im akademischen Kontext nicht länger nur von jenen betrieben wird, die entsprechende Lehrstühle bekleiden. Es mehren sich die Stimmen von Erziehungswissenschaftler:innen, die dazu auffordern, neben pädagogischen Einrichtungen auch deren wissenschaftliche Reflexion als wichtige Knotenpunkte dessen zu betrachten, was Walter Mignolo die „postkoloniale Matrix“ nannte. Nachdem in der Vergangenheit bereits Beiträge zur Rassismuskritik vorgelegt wurden, wird nun die ganze Disziplin adressiert – und zur „Dekolonisierung der Erziehungswissenschaft“ aufgerufen.

Nichts Geringeres ist der Anspruch eines umfangreichen Bandes, der von Yalız Akbaba und Alisha M.B. Heinemann initiiert wurde und bei Beltz Juventa erschienen ist. Auf mehr als 600 Seiten versammelt er Stimmen von meist jüngeren Kolleg:innen, die in den Bereichen rassismuskritische Bildungsarbeit, Diskriminierungskritik, Dekolonialität und/oder Postkolonialität forschen und lehren, aber auch von Künstler:innen und Kollektiven, die in keinem direkten Zusammenhang zur Erziehungswissenschaft stehen.

In der instruktiven Einleitung erläutern Akbaba und Heinemann das Anliegen ihres Buchprojekts wie folgt:

„Die ungerechte Verteilung von Ressourcen und Möglichkeiten auf diesem Planeten wird entsprechend dieser Lesart insbesondere durch die Ideologien des westlichen Imperialismus und damit des Kapitalismus legitimiert. Diese ideologischen Konzepte sind über den Macht-Wissen-Komplex tief in die Subjekte eingeschrieben. Insbesondere aus der Perspektive marginalisierter Subjekte werden daher gegenhegemoniale Interventionen in koloniale Diskurse gefordert. Mit dieser Forderung kommen zentral jene Einrichtungen und Disziplinen in den Blick, die (hegemoniales) Wissen (re-)produzieren und damit die Ideologien der Macht-Wissen-Komplexe speisen: Schulen und Universitäten und damit insbesondere die Erziehungs- und Bildungswissenschaften“ (Akbaba/Heinemann 2023: 20).

Mit ihrem Band möchten Akbaba und Heinemann, die an den Universitäten Marburg und Bremen lehren, ganz gezielt in „Ideologien der Ungleichwertigkeit intervenieren“ (18), diese analysieren und Strategien ihrer Aufrechterhaltung aufdecken.

Damit sind wichtige Dimensionen des Projekts genannt: In den Blick zu nehmen gilt es nicht allein die Produktion erziehungswissenschaftlichen Wissens und das Überdauern kolonialer Denkfiguren; zu untersuchen ist auch die pädagogische Praxis. Folgerichtig deckt der dreiteilige Aufbau verschiedene Ebenen in der Bearbeitung der kolonialen Matrix ab. Zunächst werden erziehungswissenschaftliche Leitmotive wie Autonomie und Zugehörigkeit aus dekolonialer Perspektive behandelt. Im zweiten Teil geht es um die Konsequenzen dekolonialer Bestrebungen für Bildungsprozesse. In intersektionalen Ansätzen werden schließlich die Geschichte und der Beitrag verschiedener Differenzdimensionen wie Geschlecht, Klasse oder Sexualität mit Dekolonialität in Verbindung gebracht. Wir können in dieser Besprechung nur auf ausgewählte Beiträge eingehen.

In einem grundlagentheoretischen Beitrag wendet sich Ruth Sonderegger dem Begriff der Aufklärung zu. Die in Wien lehrende Philosophin erinnert mit der Überschrift „Decolonize/ Aufklärung“ daran, dass die Verwendung des Singulars eine Simplifizierung darstellt: Richtig müsste von Aufklärung im Plural gesprochen werden. „Aufklärungsbewegungen“ (66) gab es auch in Ländern, die wir heute zum Globalen Süden zählen, etwa in Haiti. Ihr Anliegen besteht mithin darin, der Überhöhung der „deutschen Aufklärung“ zu begegnen und daran zu erinnern, dass deren Höhepunkt mit jenem des „transatlantischen Sklavenhandels“ (ebd.) zusammenfiel: Nicht allein blieb die Aufklärung auf eine kleine Gruppe – eine weiße, männliche, urbane Elite – beschränkt; sie ging auch mit der Neigung einher, den Kolonisierten die Fähigkeit abzusprechen, zu aufgeklärten Subjekten werden zu können. Das aufklärerische Denken war kein „standpunktloses Denken“ (69), es war auch nicht Ausdruck eines vorbehaltlosen Universalismus. Und so identifiziert Sonderegger als „Grundwiderspruch der Aufklärung“ die Frage danach, wer „zu den vernünftigen, moralischen und also aufgeklärten Subjekten“ (70) zu zählen ist – und wer nicht. Ihre Auseinandersetzung mit der internationalen Forschungsliteratur ist überaus erhellend; dies gilt auch für die Diskussion wichtiger Passagen bei Kant. Allein der Schluss fällt leider etwas ab. Der Hinweis auf Stefano Harney und Fred Moten, welche die „Undercommons“ in Stellung zu bringen suchen, überzeugt nicht so recht. Soll tatsächlich deren raunende Rede von Abhängigkeiten an die Stelle einer selbstkritischen, reflexiven Bemühung um Aufklärung treten?

Im Beitrag „Decolonize/Zugehörigkeit“ beobachtet Arzu Çiçek, Professorin für Soziale Arbeit und Migration in Wiesbaden, wie Philosoph:innen in das Schreiben von Geschichte und damit in das Denken von gesellschaftlicher Zugehörigkeit eingreifen, um anschließend einen eigenen Entwurf für das Denken der Zukunft anzubieten. De-Colonize als etwas begreifend, „das zu tun ist“ (154), analysiert sie, wie Hegel, Foucault, Derrida und Spivak Geschichte bzw. Zugehörigkeit neu denken. So wird mit Hegel Wissen erstmals in seiner Abhängigkeit von normativen Gesellschaftsordnungen gedacht. Mit seinem emanzipatorischen Bildungsbegriff nimmt er die Veränderbarkeit dieser in den Blick. Anschließend wendet sich Çiçek Foucaults Analyse der durch normative Ordnungen produzierten Ausschlüsse zu: Vernunft und Rationalität sind eine Seite der Medaille, deren Kehrseite der Wahnsinn ist. Derrida bricht sodann mit der Differenz von Vernunft und Wahnsinn und „destabilisiert“ (173) deren Gegenüberstellung. Mit Spivak schließlich wird aus postkolonialer Perspektive die Notwendigkeit eines Denkraums des Un-möglichen betont. In der ästhetischen Bildung etwa kann die zwanglose Neuordnung der „Wünsche [...], Begehren und [...] Intuition“ (179) gelingen. Es ist beeindruckend, mit welcher theoretischen Präzision Çiçek diese Chronologie des Eingreifens in Geschichte und Zugehörigkeit rekonstruiert und dekonstruktive Lektüren als eine Möglichkeit vorstellt, Zugehörigkeit künftig dekolonial zu denken. Der Artikel wirft

einen kritischen Blick auf Politik und Recht und ermutigt zu einem Eingreifen in die Zukunft – jenseits von Differenzen und Status Quo.

Stefan Vater, Erwachsenenbildner aus Österreich, wendet sich dem Verhältnis von Kolonialismus und Klassismus zu. Seine „Anmerkungen zu einer kritischen Bildungspraxis“ reagieren auf die Beobachtung, dass die Kategorie der sozialen Klasse innerhalb der *Post-colonial Studies* als etwas „schmuddelig und antiquiert“ (521) betrachtet wird. Soll die Kritik des (Post-)Kolonialismus jedoch nicht zu einer „hippen Gedankenübung“ (ebd.) verkommen und der drohenden Spaltung der auf je spezifische Weise Ausgeschlossenen begegnet werden, gilt es, der Gefahr zu begegnen, dass diese Gruppen gegeneinander ausgespielt werden. Erst wenn deutlich würde, dass die drohende Spaltung die „negative Kehrseite des kapitalistischen Konkurrenzkampfes“ (ebd.) darstelle, könne Solidarität entstehen. So wichtig dieser Hinweis ist, so wenig überzeugt die Durchführung. Apodiktisch heißt es: Die „Hauptfunktion von Bildung und Schule bis Erwachsenenbildung ist und bleibt Einpassung in [...] rassistische, patriarchale und kapitalistische Gesellschaften, deren Hauptprinzip weiße, bürgerliche Vorherrschaft ist“ (525). Es wird somit undenkbar, dass Schule und Hochschule zu Auslösern dialektischer Bewegungen werden können; das pädagogische Personal gerät zu bloßen Erfüllungsgehilfen. Dem hätte wohl auch die von Vater zitierte bell hooks nicht zugestimmt. Obwohl sie an US-amerikanischen Bildungseinrichtungen mit Rassismus und Klassismus konfrontiert war, hat sie den Kampf um diese doch nie aufgegeben: Widerständige Praxis kann in Schulen und Hochschulen wie auch in Einrichtungen der Erwachsenenbildung eingeübt werden.

Davon zeugt nicht zuletzt der hier zu besprechende Band, der interessante Einblicke in gegenhegemoniale Lehr- und Lernprozesse gewährt. So etwa, wenn Saba-Nur Cheema von Erfahrungen in der historisch-politischen Bildungsarbeit berichtet oder wenn Luisa Bauer, Dženeta Džudžević, Roberto Luís Ellis, Julian Mühlsteff, Nhu Ý und Linda Nguyễn das Projekt „Decolonize the University Mainz“ vorstellen und dafür den Titel „Empowerment“ wählen.

Ebenso kämpferisch wie berührend ist der Animationsfilm „Marx & I. From Mirjaveh to Lesbos“ von Shahrzad Mojab. Hier spricht ein kollektives Ich mit Karl Marx über die Auswirkungen des Kapitalismus auf Menschen im Globalen Süden. Der Kurzfilm transportiert die Grausamkeit und Willkür in ihrer Ausbeutung und Vernichtung. Immer wieder schlägt er die Brücke zwischen vermeintlichen Einzelschicksalen und der strukturellen Dimension von Zwangsarbeit, sexueller Ausbeutung und Vertreibung. Die am Ende eingeblendete Forderung nach der Freilassung der politischen Gefangenen im Iran und die Einblendung der „Internationale“ rufen zum politischen Kampf gegen das kapitalistische Ausbeutungssystem auf und wecken Mut zu Solidarität. Zwar scheint der Film zunächst von pädagogischen Fragestellungen recht weit entfernt, die (dekoloniale) Verhandlung von (Un-)Zugehörigkeit betrifft jedoch sehr wohl auch die Erziehungswissenschaft.

Es wird deutlich, wo die Stärken des hier besprochenen Buches liegen. „Erziehungswissenschaften dekolonisieren“ versammelt nicht nur eine Vielzahl von Positionen, sondern ist auch vom Spirit eines gemeinschaftlichen Aufbruchs geprägt. Hier stoßen grundlagentheoretische Artikel, praxisorientierte, bildungspolitische und solche, welche die Nähe zum Aktivismus suchen, immer wieder auf ästhetische Beiträge. Gemeinsam betreiben sie jenes „talking back“ (hooks), was die Arbeiten von William E.B. Du Bois, Frantz Fanon, Edward Said, Gayatri Ch. Spivak, Homi K. Bhabha und vieler anderer auszeichnet. Besonders überzeugend sind jene Beiträge, die es sich nicht zu leicht machen – die ein feines Gespür für

die Ambivalenzen der pädagogischen Praxis wie auch der erziehungswissenschaftlichen Theoriebildung erkennen lassen, die mit Uneindeutigkeiten und widersprüchlichen Befunden rechnen. Akbaba und Heinemann sind auch in dieser Hinsicht sehr klar und begegnen nostalgischen Anwandlungen mit einer Wendung, die auf Theodor W. Adorno verweist: „[Es gibt] kein präkoloniales Leben im Postkolonialen“ (27).

Die Qualität, Ambivalenzen auszuhalten und Ambiguitäten auszuleuchten, an die zugeschriebene Herkunft der Autor:innen und an potenziell gemachte persönliche Erfahrung von „Marginalisierung“ zu knüpfen, ist indes nicht zwingend und wenig überzeugend. Betroffenheit, hier halten wir es mit Mithu Sanyal, erzeugt noch keine Argumente. Dekolonisierung der Erziehungswissenschaft ist keine delikate Angelegenheit, die an eine kleine Gruppe von Expert:innen oder gar Betroffenen abzutreten ist. Sie betrifft die ganze Disziplin. Dieses erkenntnispolitische Projekt ist zu wichtig und zu anspruchsvoll; es bedarf der gemeinsamen Bearbeitung.

So ist „Erziehungswissenschaften dekolonisieren“ eine breite Aufmerksamkeit zu wünschen, zahlreiche Leser:innen sowie eine große Resonanz. Und gleichsam nebenbei eignet sich der Band, die Selbstkritik der Erziehungswissenschaft auf ein neues Niveau zu heben.

Kontakt:

Carlotta Voß

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Carlotta.voss@paedagogik.uni-halle.de

Prof. Dr. Markus Rieger-Ladich

Universität Tübingen

markus.rieger-ladich@uni-tuebingen.de